



GISA KLÖNNE

LESE-
PROBE

FÜR
DIESEN
SOMMER

ROMAN

KINDLER

EINE TOCHTER.
EIN VATER.
EIN HAUS VOLLER
ERINNERUNGEN.

Einst schien das Glück der Familie Roth so selbstverständlich wie der Flug der Leuchtkäfer in den Sommernächten im Garten. Jetzt ist Vater Heinrich alt und allein. Ausgerechnet Franziska, die Tochter, mit der er sich überworfen hat, soll für ihn sorgen. Ihr Lebensraum ist gescheitert – genau wie Heinrich das stets prophezeit hatte. Doch auch sein Konzept ging nicht auf. Er, der stets alles kontrollieren wollte, muss das Loslassen lernen. Die ungewohnte Nähe schürt die nie gelösten Konflikte von Neuem. Zugleich erwachen Erinnerungen an die hellen Tage. Wie damit leben, dass all das unwiederbringlich vorbei ist?



SIE STEHT VOR DER TÜR ihres Elternhauses und denkt, dass sie noch nicht geklingelt hat und also einfach wieder gehen könnte, und dann wäre zwar nichts gewonnen, aber auch nichts verloren. Sie hebt die Hand zur Klingel und weiß im selben Moment wieder, wie es war, diesem Haus den Rücken zu kehren und zu rennen, geduckt und auf Zehenspitzen hinter der Hecke, lauf schnell und lauf weit und bloß nicht zurückblicken. Und sie weiß wieder, wie es gewesen ist, auf der anderen Seite im Haus an die Klinke zu fassen und die Tür aufzureißen. Wie wichtig ihr das gewesen ist früher, sobald der melodische Dreiklang der Klingel ertönte, als Erste die Haustür zu erreichen, schneller als Monika und ihre Eltern. Das Kind, das die Tür öffnen wollte, ist sie gewesen. Ihr hell schlagendes Herz, ihre fliegenden Schritte auf den blanken Fliesen, und dann stand da doch wieder nur Edith Wörrishofen und wollte Mehl borgen oder Zucker,

oder eine andere Nachbarin hatte etwas auf dem Herzen, oder der Kartoffelmann kam oder der Postbote.

Die Haustür ist aus dunklem Holz, der Türknauf aus Messing, blank gewetzt von den vielen Händen, die ihn im Lauf der Jahre, Jahrzehnte berührt haben. Thomas hat behauptet, sie hätte noch einen Hausschlüssel, da sei Monika sich ganz sicher, aber das stimmt nicht, oder falls doch, steckt dieser Schlüssel irgendwo in den Untiefen eines Umzugskartons in Niedenstein und hilft ihr hier und jetzt also nicht weiter. Heinrich Roth steht in geschwungener Gravur auf dem Klingelschild, der Name ihres Vaters, seit eh und je nur sein Name, auch wenn sie hier einmal zu viert gewohnt haben und dann, er und ihre Mutter, zu zweit. Jetzt stimmt es also endlich, denkt sie und wünscht sich, auch ihre Mutter wäre noch dort drinnen, wünscht sich, sie würde herbeieilen, die Arme ausbreiten und sagen, *komm rein, Zissy, schnell, lass dich anschauen, ich hab dich so vermisst, dünn bist du, mein Mädchen, wie schön, dass du da bist*. Sie ist wieder sieben und siebzehn und seltsamerweise auch weit über siebzig. Alles ist sie, nur nicht eine Frau Anfang fünfzig mit einem Rucksack, der an ihrem Rücken klebt und auf einmal zu schwer wiegt. Sie hätte wohl doch Blumen mitbringen sollen. Pralinen, Wein, irgendetwas. Es würde

nichts ändern, aber immerhin wäre es eine Geste, und sie hielte etwas in den Händen. Hier, für dich, Papa, nimm und verzeih mir, lass uns noch einmal anfangen.

Sie klingelt. Ding-dang-dong. Hell-dunkel-dunkler. Gedämpft kann sie das durch die Tür hören. Stille danach, eine veränderte Stille, so scheint es, als würde das Haus erwachen, den Atem anhalten und lauschen. Die Geister sind das. Erinnerungsgeister. Ihr Vater im Trainingsanzug, juvenil und dynamisch. Monika und sie in ihren selbst geschneiderten Kleidchen. Ihre Mutter Johanne in dem Morgenmantel mit den Orchideen, die ihnen die Schulbrote in die Ranzen steckt, sie zum Abschied küsst und ihnen nachwinkt und dabei immer ein wenig erstaunt wirkt. Als ob sie nicht glauben könnte, dass es sie wirklich gibt, diese beiden Töchter mit den strammen Zöpfen, als ob sie nicht fassen könnte, dass sie auf einmal ohne sie aus dem Haus eilen.

Die Strumpfhosen hat sie gehasst, weil die nie richtig im Schritt sitzen blieben, sondern zwickten und kratzten. Die Kniestrümpfe waren kaum besser. Luft an der Haut wollte sie, die nackten Zehen ins Gras drücken können, jederzeit, immer, in Sand, Schlick, Matsch oder auf warmen Asphalt, dieses Gefühl der Verwegenheit auskosten, das damit einherging.

Franziska klingelt noch einmal, energischer diesmal. Nichts regt sich im Haus, der Nachmittag brütet stumm auf den Dächern und Dorfstraßen. Was, wenn ihr Vater entgegen Thomas' Versicherungen gar nicht da ist? Oder wenn er sie längst gesehen hat und nicht vorhat, ihr zu öffnen? Oder wenn er ihr nicht aufmachen kann, weil er dafür zu schwach ist. Was ist, um Himmels willen, wenn er tot ist?

Im Garten könnte ihr Vater sein und die Klingel nicht hören, es wird ja nicht besser mit seinen Ohren, und er war immer gern draußen. Franziska löst den Hüftgurt ihres Rucksacks, lässt ihn zu Boden sinken und lehnt ihn an die Hauswand. Das T-Shirt haftet an ihren Schultern, den Hüften, dem Rücken, ihre Füße fühlen sich an, als wären sie mit ihren Sneakern verwachsen. Dieselben Sneaker, die sie vor zweieinhalb Jahren getragen hat, plötzlich fällt ihr das auf. Dieselben Sneaker, derselbe Rucksack, nur durchweicht vom Schnee damals, und ein bisschen neuer.

Du bist zu spät, Franziska, Mutti ist heute Morgen gestorben. Monika, die ihr das gesagt hat, das Gesicht bleich und verquollen.

Du bist zu spät, Franziska. Sie hat so gefroren. Wie viel Grad mag es jetzt sein? Über dreißig bestimmt. Keine

Wolke am Himmel, der trotzdem nicht richtig blau ist, sondern blass, als sei die Farbe ausgebleicht worden. Anfang Juni erst und seit fünf Wochen kein Regen. Oder schon seit sechs? Das hat sie sich nicht vorstellen können, als sie in den 80er-Jahren gegen das Waldsterben demonstrierte: dass die Natur nicht am sauren Regen zugrunde gehen würde, nicht am Ozonloch oder an den Rodungen für die Autobahnen und Straßen, die ihr Vater so leidenschaftlich plante, sondern einfach in diesen nicht enden wollenden Schwimmbad- und Biergarten-sommern vertrocknen.

Wir hatten doch recht damals, aber ihr wolltet nicht auf uns hören. Wie nutzlos das ist, so zu denken oder das gar zu sagen. Drei Wochen lang soll sie bleiben. Drei Wochen sind so gut wie nichts, gemessen an einem ganzen Leben, selbst dann, wenn ihr Vater sich weiterhin weigern sollte, mit ihr zu sprechen, kann sie die überstehen.

Sie folgt dem Trittpfad aus Sandstein zur Rückseite des Hauses. Die Terrasse wirkt verwaist, der Garten verwildert. Das Gartenhaus gibt es noch, die Obstbäume und die Walnuss und die Wiesen gleich hinter dem Garten. Dorfende. Weltende, so kam ihr das früher vor. Unter dem Vordach des Gartenhauses haben sie in den Juli-

nächten gegessen und die Leuchtkäfer beobachtet. Später ist sie manchmal allein durch das Gartentor auf die Wiesen getreten und hat versucht, sich die Unendlichkeit vorzustellen und dass die Erde darin nur eine Steinkugel ist, auf die es nicht ankommt, ein winziger Splitter im Universum nur, der irgendwann einfach wieder vergehen wird.

Zwei Hühner stolzieren durch den Nachbargarten zum Staketenzaun und glotzen zu ihr herüber. Ein schwarzes und ein weißes. Auch der Hühnerstall steht an seinem Platz, vielleicht gibt es die schrullige Edith Wörrishofen ja auch wieder.

Beschreiben Sie Ihren Vater. Wenn man sie das fragte, was würde sie erwidern? Obwohl er persönlich nichts gegen Hühner hatte, sie sogar mochte, versuchte er, seiner Nachbarin die Hühnerhaltung zu verbieten, denn das Glück unserer Mutter ging ihm über alles, und die konnte das Scharren und Glucken mit jedem Jahr weniger gut ertragen. Wenn er uns früher die Haustür öffnete, sagte er manchmal: *Wir geben nichts*, und da uns Mädchen das kränkte, behauptete er, dass er doch nur Spaß mache. Er hat uns für den Nachtflug der Glühwürmchen begeistert, aber strikt verlangt, dass wir sie Leuchtkäfer nannten, weil sie biologisch gesehen nun einmal zur Gattung

der Käfer gehören. Er wollte die Welt vermessen, jede Erhebung, jeden Bachlauf, exakt bis in den Millimeterbereich, als sei dies die einzige Chance, sich zu orientieren, er fand, es sei wichtig, die Welt so zu ordnen. Ich bin mit ihm gelaufen, durch den Wald, viele Male, dabei waren wir uns ganz nah, und manchmal, ganz selten, wenn ich schnell genug rannte, vergaß er seine Stoppuhr und die zuvor sorgfältig ausgetüftelten Routen, und etwas in seinem Gesicht wurde freier. Ich kann nicht exakt beschreiben, woran ich das damals eigentlich festgemacht habe, warum ich überhaupt ‹frei› dachte, wo doch frei so ein großes Wort ist, das noch dazu gar nicht zu ihm passte. Vielleicht war es ein bestimmter Zug um seinen Mund oder etwas in seinem Atem, aber in jedem Fall schien es mir unverkennbar, jedes Mal, wenn es eintrat. Und ich dachte dann, dass dieses Freiheitsgefühl wohl der wirkliche Grund war, warum wir so viel rannten, ja dass mein Vater womöglich überhaupt nur zum Läufer geworden war, um diese Freiheit zu finden, dass er sie nur so fühlen konnte. Und heute denke ich manchmal, dass wir uns darin gleichen.

Franziska wendet sich zum Haus um. Sneakerschritte auf Sandsteinplatten. Irgendwo über ihr singt eine Amsel, weit entfernt rauscht die Schnellstraße, und ihr Herz

schlägt zu laut, als sie sich der Terrassentür nähert. Was, wenn sie wieder zu spät kommt, wie soll sie das aushalten? Die Terrassentür ist verschlossen, der Blick ins Haus von den Spitzenstores ihrer Mutter verhängt. Nur im Arbeitszimmer ihres Vaters gibt es keine Gardinen, und im Erkerfenster erkennt sie wie eh und je seine Ferngläser, den Theodolit und das Tachymeter. Franziska tritt näher. Ihr Vater sitzt mit geschlossenen Augen in seinem Sessel, er atmet, und Thomas hat offenbar nicht übertrieben: Ihr Vater wird wunderlich auf seine alten Tage. Auf seinem Schreibtisch, dem Sideboard, sogar zu seinen Füßen stapeln sich Skizzen von Ameisenbären.

*

SEIN PROBLEM MIT DEM STERBEN IST, dass es keine verlässlichen Informationen darüber gibt, was danach kommt, weil ja, wer erst einmal tot ist, nicht wieder zurückkehren kann, um darüber zu berichten. Eines seiner Probleme mit dem Sterben ist das, und aktuell das, was ihn am meisten beschäftigt. Natürlich hat er sich umfassend informiert. Das Internet wimmelt nur so von Berichten von Menschen mit Nahtoderlebnissen, die angeblich schon auf der anderen Seite gewesen

sind. Die Geschichten ähneln sich auf verdächtige Weise. Immer handeln sie von Tunneln und Lichtern und bereits verstorbenen Angehörigen, die an der Himmelspforte bereitstehen, um ihre durchweg schmerzlich vermissten Familienmitglieder mit weit offenen Armen zu empfangen. Der Tod wird auf diese Weise zu einer Art Reset verklärt. Alles nicht so schlimm, man stirbt und erwacht wieder im Kreis seiner Liebsten und Nächsten, nur ohne lahme Beine, Falten und graue Haare. Reiner Mumpitz natürlich, und selbst wenn so etwas doch geschehen könnte, würde das allein schon aus logistischer Sicht nichts als Chaos bedeuten. Denn wo bitte wollte Gott (wenn es denn einen Gott gäbe, was Heinrich bezweifelt) die Reißleine ziehen, bei welcher Generation der Verwandtschaft, bei Darwins Affen? Und was ist mit all jenen Familienmitgliedern, denen man schon zu Lebzeiten lieber aus dem Weg ging? Seine Mutter, seine Frau und er selbst, auf immer und ewig in trauter Dreisamkeit vereint und Loblieder trällernd, ist für ihn beispielsweise eine alles andere als paradiesische Vorstellung.

Aber ein solches Szenario muss ihn nicht bekümmern, denn mit seinem letzten Atemzug – zu diesem Fazit ist er nach Auswertung aller verfügbaren Daten und Fakten zum Thema Tod und Sterben gekommen – wird der ir-

dische Spuk verlässlich und ein für alle Male vorbei sein. Falls ihn im Ableben doch noch irgendein Licht blenden sollte, wäre dies allein einer allerletzten Kapriole seiner Nerven geschuldet. Ein Blitz noch und Schluss, Ende aus, Blackout. Danach kommt nichts mehr.

Jemand lacht. Eigentlich ist es mehr ein Schnauben, trockenkehlig und heiser. Seine Mutter ist das. Eine jugendliche Version seiner Mutter im paillettenbesetzten Abendkleid mit Federboa, Champagnerkelch und Zigarette, nicht die verbitterte Alte, die er vor Jahrzehnten in einem gottverlassenen Kaff in Brandenburg zu Grabe getragen hatte. Und weil ihm dieser Umstand nur allzu deutlich bewusst ist und seine Mutter dennoch provozierend die Augen rollt und die Hüfte schwingt und Rauchkringel in die Luft bläst, muss er wohl träumen. Und richtig, sobald er die Augen aufschlägt, löst sich die Varieté-Lilo gehorsam in Luft auf. Er muss also eingedöst sein in seinem Sessel, dabei wollte er nur etwas nachschlagen.

Tiere lebensecht zeichnen. Das Buch ist ihm vom Schoß gerutscht und auf seinem linken Fuß gelandet. Heinrich lehnt sich vornüber und legt es auf den Beistelltisch zu den neuerlich misslungenen Entwürfen, von denen ein paar, wie um ihn zu ärgern, vom Tisch rutschen und zu

seinen Füßen hinabsegeln, die wie zwei Fremdkörper in den neuen Sandalen stecken, die Monika ihm gekauft hat. Weil die Klettverschlüsse so praktisch sind und sie angeblich ein famos gesundes Fußbett haben. Dabei hätten es seine alten durchaus auch noch getan, und von dem Fußbett hat er überhaupt nichts. Aber das hat er Monika lieber nicht gesagt, denn da hatten sie schon wegen dieser Sache mit der Kur gestritten. Fünf Tage ist das jetzt her, und bislang hat Monika ihm wohl noch nicht verziehen, denn sonst hätte sie sich aus ihrem Urlaub bestimmt schon gemeldet. Das hat er nicht gewollt, sich so im Unguten von ihr zu verabschieden. Aber das ist nun nicht mehr zu ändern. Er muss, was er sich vorgenommen hat, zu Ende bringen, denn eine bessere Chance als Monikas Ferienreise wird er nicht mehr bekommen.

Wird Monika das verstehen? Vielleicht nicht direkt, aber doch mit der Zeit. Sie wird womöglich sogar erleichtert sein und einsehen, dass er das einzig Richtige getan hat, und ihm dafür danken. Oder nicht? Das ist eine der Unwägbarkeiten bei seinem Vorhaben, er kann sie das nicht fragen, wird es also auch nicht erfahren, aber das muss er akzeptieren.

Ein Schatten streift sein Gesicht. Ein Schatten im Fenster, der eine Schattenhand hebt und ihm zuwinkt. Hein-

rich schüttelt den Kopf. Es hilft aber nichts, der Schatten ist immer noch da und klopft sogar an die Scheibe. Seine Tochter ist das. Seine andere Tochter. Franziska.

*

WIEDER STEHT SIE VOR DER TÜR ihres Elternhauses und wartet. Wieder verliert die Zeit jedes Maß, und irgendwo flötet noch immer die Amsel mit trotziger Inbrunst, als ob alles gut würde. Und vielleicht wird es das ja auch, sagt Franziska sich vor, es hat hier in diesem Haus, diesem Garten schließlich auch helle Tage gegeben. Helle Wochen sogar, wie im Leuchtkäfersommer. Sie wünscht sich, sie würde noch rauchen. Nein, wünscht sie sich nicht, ganz bestimmt nicht, der eine Entzug reicht fürs Leben. Nur das Gefühl würde sie gern noch mal haben: den Tabak aufs Blättchen verteilen, den Filter davorstecken, dann drehen und anlecken und tief inhalieren. Das Pochen im Kopf und der Lunge danach, diese Mischung aus scheiß drauf und alles noch möglich: die Liebe, der Weltfriede, die Rettung der Wälder, ihr Leben. Ihre Zuversicht, dass es zwar schwer werden wird und womöglich ein bisschen wehtun, aber sie doch auf dem richtigen Weg ist.

Etwas kratzt drinnen an der Tür, der Schlüssel knirscht im Schloss, schabt, dann schwingt die Tür langsam auf und stoppt sofort wieder, die Sicherheitskette spannt sich, durch den Spalt blinzelt ihr Vater und scheint zu überlegen. Ob er sie noch kennt, womöglich. Oder ob er die Tür besser gleich wieder zuschlagen sollte. Und wie in einem billigen Krimi schiebt Franziska reflexartig den Fuß in den Türspalt. Shakti, so nennen sie sie im Ashram. Die weibliche Kraft. Göttinnenkraft. Sie will lieber nicht wissen, wie ihr Vater das kommentieren würde. Und sie kann ihn sogar verstehen. In seiner Welt ist kein Platz für Hokuspokus wie Yogaverrenkungen und spirituelle Sinnsuche. Man schätzt die Natur, und man nutzt sie, weil sie dafür nun einmal da ist, und dann lebt man ganz einfach sein Leben. Man umarmt keine Bäume.

«Franziska, das ist ...»

«Darf ich reinkommen?»

«Wie bitte?»

«Darf ich reinkommen, Papa?»

«Ja, nun ...» Zögernd, fast widerstrebend, löst er die Sicherheitskette und gibt die Tür frei, und dann dauert es immer noch eine ganze Weile, bis sie eintreten kann, da sich sein Rollator im Schirmständer verkeilt und mühsam zurück an den dafür vorgesehenen Platz manövriert

werden muss. Franziska hievt ihren Rucksack daneben. Dünn ist ihr Vater geworden, dünn und zerbrechlich. Er verschwindet, denkt sie, Thomas hat recht, man darf ihn nicht allein lassen.

«Schließ wieder zu, bitte. Zweimal die Tür, einmal den Riegel und vergiss nicht die Vorhängekette.»

«Aber es ist helllichter Tag!»

Er antwortet nicht, stützt sich stumm auf seinen Gehstock und wartet, und ihre Finger bewegen sich, ohne dass sie darüber nachdenkt. Das Rasseln der Kette, der Druck mit dem Handballen gegen das Türblatt, denn nur so lässt sich der Schlüssel ohne Probleme drehen.

«Und jetzt?»

Ihr Vater wendet sich um, schwankt ein wenig und stabilisiert sich. Als habe er seine Mitte verloren und fürchte, ins Leere zu treten, bewegt er sich vorwärts, hebt die Füße nicht an, sondern schiebt sie im Zeitlupentempo über die Fliesen.

Kein Geräusch sonst im Haus, nur dieses Schlurfen, das leise Klacken des Gehstocks, sein Schnaufen. An der Garderobe hängt noch der himmelblaue Popelinmantel ihrer Mutter. Auch ihren Regenschirm mit den Wolken gibt es noch und die Hüte und Halstücher und im Schuhschrank bestimmt ihre Schuhe. Und an der Wand

gegenüber die Sammelsteller mit den Rosen und auf der Telefonkommode das mit Samt ummantelte Telefon mit der Wählscheibe. 7893 Anna. Arturs Nummer weiß sie im selben Moment auch wieder. Die Darmstädter Vorwahl erst und sechs Ziffern, von denen drei eine Fünf sind. Denk nicht daran. Denk gerade jetzt nicht daran, Franziska. Das ist jetzt nicht das Thema.

Oder ist es das doch? Ist das alles untrennbar mit diesem Haus verbunden? Alles, was war und wovon sie einmal träumte, jeder Höhenflug, jedes Scheitern, sogar dieses letzte? *Heinrichs Termine, seine Medikamente, die wichtigsten Kontakte findest du in der Küche. Oben liegt Monis Packliste. Fang im Schlafzimmer an, nimm dir als Nächstes das Nähzimmer vor.*

Das Nähzimmer auch?

Es ist alles entschieden, Franziska. Mach einfach, was auf der Liste steht, und gut ist's.

Die Wände pulsieren und rücken näher. Das Haus riecht nach Staub, saurer Milch und etwas nicht unmittelbar Definierbarem. Die Dinge sind das, denkt Franziska. Tote Materie, Totems. Sie atmen und raunen. Sie warten. Ich kann sie hören. All diese Dinge, von denen man sich dringend trennen müsste, weil sie nur Energie binden.

Mit Packen kennst du dich doch aus. Das wirst du wohl hinkriegen.

Werde ich, klar, Thomas. Macht euch keine Sorgen.

Auf der Treppe ins Obergeschoss wölkt sich der Staub. Aus dem Wohnzimmer fällt ein Strahl Nachmittagssonne in den Flur, auch in ihm flirren Staubpartikel, dass es aussieht, als wollte ein schimmernder Geisterfinger auf etwas zeigen. Auf die Küche vielleicht, auf die ihr Vater sich zuschiebt. Franziska schließt zu ihm auf. Drei Schritte nur, dann muss sie schon wieder abbremsen, weil er stehen bleibt und seinen Gehstock an die offenbar zu diesem Zweck halb offen stehende Schublade der Anrichte hängt, die zu klobig für die Küche ist und zu dunkel und seit Uroma Friedas Tod trotzdem hier stehen muss.

«Ich koche uns dann wohl mal einen Kaffee.»

«Ich kann das machen, Papa, ich kenn mich ja aus.»

Er antwortet nicht, wirkt, als ob er sie nicht mal gehört hat. Schiebt sich in langsamen Unterwasserbewegungen entlang der Anrichte zur Spüle. Tastend, sondierend, ein Traumtaucher in seiner eigenen Tauchglocke.

«Papa? Setz du dich doch hin. Ich mache den Kaffee!» Franziska schlängelt sich an ihm vorbei und greift nach der Kanne.

«Lass mich.» Er spricht nicht direkt zu ihr, eher zu den Abziehbild-Blumen, die Monika und sie vor sehr langer Zeit abwechselnd von den Spülflaschen gelöst und auf die hellgrauen Fliesen geklebt haben. Rot-Lila-Orange. Immer schön mittig, nach den Anweisungen ihrer Mutter. *Das peppt unsere Küche doch ordentlich auf, Mädchen, oder?*

Es kostet ihren Vater offenbar Mühe, den Tank der Kaffeemaschine mit Wasser zu füllen, doch als sie versucht, ihm zu helfen, fasst er den Kannengriff fester. Dieselbe Maschine noch und dieselbe Kanne, das Glas ist blind von Kalk und Kaffeeresten, die Warmhalteplatte hat bereits vor Jahrzehnten den Geist aufgegeben, aber ihre Mutter wollte nie eine neue, denn zum Warmhalten benutzte sie ja die Thermoskanne mit den blauen Blümchen.

Ihr Vater löffelt Kaffeepulver in die Filtertüte. Ein Maßlöffel. Pause. Noch einer. Pause. Und noch ein halber und die Dose verschließen. Vor seinem angestammten Platz an der Stirnseite des Esstischs steht die aufgeklappte Thermobox des Essen-auf-Rädern-Lieferdiensts mit seiner Mittagsmahlzeit. Dort, wo früher immer ihre Mutter gesessen hat – auf dem sogenannten Springerplatz mit dem Rücken zum Fenster –, stehen die Lieb-

lingstasse ihrer Mutter und ein schmaler Krug mit einer roten Rose. Franziska tritt an den Tisch. Der Geruch des Essens steigt ihr in die Nase. Kartoffeln, Blumenkohl und ein halb aufgeessenes Stück totes Tier in glasiger Soße. Schwein oder Pute, was genau, ist nicht zu entscheiden, und sie will es auch gar nicht wissen. Die Soße ist eingetrocknet, der Beilagensalat klebt welk im Schälchen. Zum Nachtisch gab es Schokoladenpudding, den immerhin hat ihr Vater gegessen.

Sitzt dort allein und stochert in seiner Thermobox und guckt auf die rote Rose. Schneidet er die selbst im Garten, ist das ein Ritual? Stellt er sich vor, seine geliebte Johanne hätte die hereingebracht, wie früher? Hängt deshalb ihr hellblaues Schultertuch über der Stuhllehne, weil es so wirkt, als habe sie es eben noch getragen? Sie sieht ihren Vater am Totenbett ihrer Mutter sitzen, vornübergebeugt und in sich zusammengesunken, mit rot geränderten Augen, dieses Tuch in der Hand knetend. Sie sieht sich selbst vor ihm knien in ihren viel zu dünnen Hosen und den lila Sneakern, an deren Schnürsenkeln der Schnee klumpt, und Monika dicht an der Seite des Vaters, ihre Hände mit seinen verflochten, mit einem Gesicht wie aus Marmor.

Die Kaffeemaschine stößt ein Fauchen aus und be-

ginnt mit einem beinahe menschlich klingenden Stöhnen zu blubbern. Vor Jahren, Jahrzehnten hatte ihr Vater versucht, die defekte Warmhalteplatte zu reparieren, und schließlich kapitulieren müssen. Er kaufte eine neue Maschine, die ihre Mutter ausgiebig bewunderte und dann im Keller verschwinden ließ, um ihm seinen Kaffee morgens weiterhin aus der Thermoskanne mit den blauen Blümchen zu servieren. Keiner von beiden erwähnte die neue Maschine je wieder, er fügte sich dem Willen seiner Frau, ließ sie lächelnd gewähren. Oder war das nur Show, haben die beiden sich heimlich gestritten, nachts, flüsternd, erbittert, hinter verschlossenen Türen?

Sie wird das Essen auf Rädern abbestellen und selbst für ihn kochen. Sie wird diesen lauwarmen, bitteren aus der Zeit gefallen Kaffee mit ihm trinken und auf gar keinen Fall eine der alten Diskussionen aufkommen lassen oder diese gar initiieren, sie wird einfach nur drei Wochen lang für ihn da sein. Karma-Yoga ist das, das Yoga der Handlung, des selbstlosen Dienens.

Ihr Vater nickt der Kaffeemaschine zu und dreht sich zu ihr herum. Langsame Unterwasserbewegungen. Es sieht aus, als ob er aus sehr weiter Ferne auf sie zutriebe. Aber in seinen blauen Augen schimmert noch etwas anderes, und einen irrwitzigen Augenblick lang sieht

sie den Mann, der er einmal gewesen ist, die Arme ausbreiten, um sie hoch in die Luft fliegen zu lassen, und es erscheint völlig absurd, dass sie ihn seit der Beerdigung nicht besucht hat und nun vor ihm steht wie eine Fremde, und sie geht auf ihn zu und zieht ihn sehr vorsichtig in ihre Arme.

«Hallo, Papa, da bin ich. Wie geht's dir?»

Ein Hauch Frisiercreme hüllt sie ein und etwas Fahles wie ungewaschener Kragen. Ihr Vater ist noch dünner, als sie gedacht hat, und kleiner, ein Vogelknochenmännchen. Als sie ihn sehr vorsichtig auf die Wange küsst, lässt er das wie ein Kind über sich ergehen, das von einer ungeliebten Tante geherzt wird, und sie hört seine Hörgeräte fiepen. Nimmt er das auch wahr, oder wird das nur nach außen übertragen? Und falls er es auch hört, wie kann er das aushalten?

«Franziska, das ist eine Überraschung, dass du hier doch noch einmal vorbeischaust», sagt er, als sie ihn wieder loslässt. «Wann fährst du denn wieder?»

A portrait of Gisa Klönne, a woman with long, dark, wavy hair, sitting in a chair. She is wearing a dark leather jacket over a grey t-shirt with a graphic design. The background is a window with a view of greenery outside.

GISA KLÖNNE,

geboren 1964, lebt als Schriftstellerin, Schreibcoach und Yoga-Lehrerin in Köln. Ihre Kriminalromane erreichten eine Gesamtauflage von über einer halben Million, wurden in mehrere Sprachen übersetzt und mit Auszeichnungen bedacht, unter anderem mit dem Gläser-Preis. Ihr autobiografisch inspirierter Familienroman «Das Lied der Stare nach dem Frost» war ein SPIEGEL-Bestseller.

ALLES, WAS WAR.

Vom Nachhausekommen.

Eine Familiengeschichte, die bleibt.

Hören Sie rein!



Das Hörbuch
erscheint
bei Argon.



448 Seiten, 22,00 € (D) / 22,70 € (A)



KINDLER